Die Schweiz als europäisches Sprachlabor - eine Utopie?

Autor(en): **Renschler, Regula**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Neue Wege : Beiträge zu Religion und Sozialismus**

Band (Jahr): **100 (2006)**

Heft 12

PDF erstellt am: **29.03.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-144640

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

Regula Renschler

Die Schweiz als europäisches Sprachlabor – eine Utopie ?

Mit rednerischem Aufwand und allerhand folkloristischen Accessoires wurden während der «Sessiun» in Flims, pardon Flem, die vierte Landessprache und die viersprachige Schweiz gefeiert. Die Wirklichkeit sieht anders aus. «Wenn man (im Parlament) Französisch oder Italienisch spricht, hört einem niemand zu», stellt SP-Nationalrat Roger Nordmann fest. Deshalb rede er in Kommissionssitzungen Deutsch, wenn ihm ein Anliegen wichtig sei. Der Bundesrat hat Ende Oktober endgültig klargemacht, dass ihm die Förderung der Landessprachen kein Anliegen mehr ist: Bereits im April 2004 verwarf er in der neuen Zusammensetzung mit den Herren Blocher und Merz den fixfertigen Gesetzesentwurf. Nachdem die entsprechende Kommission den Entwurf in diesem Jahr wieder aufgenommen und um den Satz ergänzt hatte «Bund und Kantone setzen sich dafür ein, dass als erste Fremdsprache eine Landessprache unterrichtet wird», sagte der Bundesrat am 21.Oktober nochmals Nein. Eine Ohrfeige für Kommission und Parlament und Öl ins Feuer des helvetischen Sprachenstreits. *R.R.*

Welche Fremdsprache wann?

Dabei geht es im Wesentlichen um zwei Fragen: Sollen die Kinder zuerst *Französisch oder Englisch* lernen, und wann sollen die Fremdsprachen im Unterricht eingeführt werden? Während sich die *Westschweizer Kantone* ohne grosse Diskussionen für Deutsch als erste Fremdsprache entschieden haben und im *Tessin* seit langem zuerst Französisch, dann Deutsch und an dritter Stelle und auf der Oberstufe Englisch unterrichtet werden, geht durch die *deutsche Schweiz* ein Graben: In den Kantonen, die an die Westschweiz angrenzen, lernen die Kinder Französisch als erste Fremdsprache, in den übrigen Kantonen hat Frühenglisch das Rennen gemacht. Ob es dabei bleibt, ist ungewiss: Als der Regierungsrat des *Kantons Baselland* vor kurzem beschloss, Englisch sei als erste Fremdsprache in den Schulen zu unterrichten, war der Schock in der Westschweiz und in Baselstadt gross, denn Baselland wäre damit der erste Kanton an der Sprachgrenze, der sich vom Frühfranzösisch verabschiedet, falls das Parlament zustimmt.

Die *Konferenz der Erziehungsdirektoren* (EDK), schlägt den Kantonen das Modell 3/5, die erste Fremdsprache ab der dritten, die zweite ab der fünften Klasse, vor. Die meisten Kantone stimmen dem Modell im Prinzip zu, einige bevorzugen aber ein Modell 3/7, und der *Kanton Zürich* schert insofern aus, als dort die Gemeinden den Englischunterricht bereits ab der zweiten Primarklasse einführen können. In vielen Kantonen der Zentral- und Ostschweiz gibt es Widerstand gegen die geplante Harmonisierung des Fremdsprachenunterrichts, die heftigen Reaktionen nach entsprechenden Abstimmungen haben schon fast etwas von einem *Glaubenskrieg* an sich.

Einig sind sich alle, dass Sprachkenntnisse in der heutigen globalisierten Arbeitswelt ein wichtiger Vorteil sind. Der *Widerstand* richtet sich gegen die Einführung von *zwei Fremdsprachen in der*

Primarschule und damit auch gegen eine Förderung des Französischen. Englisch sei genug, so denken viele, und mit zwei Fremdsprachen seien Primarschüler und Lehrerschaft überfordert.

Diese Argumentation verkennt die *politische Bedeutung,* die den Kenntnissen der Landessprachen in der *Schweiz* innewohnt, und sie missachtet die *Forschung über den Spracherwerb* der Kinder. Sie besagt, dass kleine Kinder problemlos mehrere Sprachen lernen, wenn sie früh genug damit in Berührung kommen. Das weiss eigentlich jeder oder jede, der oder die Kinder kennt, die zwei- oder dreisprachig aufwachsen. Beide Punkte sind emotional überfrachtet und verhindern, zusammen mit dem Föderalismus, eine zukunftsträchtige Sprachpolitik im schweizerischen Unterrichtswesen.

(Dazu eine Klammer: Eine schweizerische Sprachpolitik müsste eigentlich eine «Sprachenpolitik» sein, was bedeutet, dass auch die vielen anderen Sprachen mit einbezogen werden, die in der Schweiz neben den Landessprachen gesprochen werden; laut der Volkszählung von 2000 waren es 40 Sprachen, die von mehr als tausend Personen gesprochen werden, im Alltag kommen noch viel mehr dazu: In Basel beispielsweise sind rund 170 Sprachen präsent. Auch zu diesem Punkt gibt es interessante Vorschläge, doch würden sie den Umfang dieses Beitrags sprengen.)

Je früher desto besser

Dass in den Schweizer Primarschulen vielleicht bald einmal zwei Fremdsprachen unterrichtet werden, ist ein *riesiger Fortschritt* gegenüber früher. Aber führt die Reform wirklich dazu, dass unsere Kinder in der Zukunft zwei Fremdsprachen beherrschen werden? Ich bezweifle es, weil die *Reform nicht weit genug* geht und die wissenschaftlichen Untersuchungen noch immer zu wenig einbezieht.



Kinder und Jugendliche verstehen sich in vielen Sprachen (Bild: François Baer).

Alle Untersuchungen zeigen, dass Kinder, die vor ihrem vierten Altersjahr mit einer Zweitsprache vertraut werden, diese in der Regel perfekt und akzentfrei lernen. Damit sie zweisprachig werden, muss der Unterricht in der Zweitsprache vor dem achten Lebensjahr beginnen. Diese Erkenntnis haben sich in der Schweiz vor allem Privatschulen zunutze gemacht, die zweisprachigen Unterricht,

meistens Deutsch-Englisch, schon ab dem Kindergarten anbieten. Und zwar in Form des *Immersionsunterrichts,* das heisst: Ein Teil der Fächer wird in der Zweitsprache unterrichtet.

Der Immersionsunterricht, auch *Sprachbad* genannt, wird heute als die sicherste Methode betrachtet, eine Sprache so zu lernen, dass sie als Zweitsprache in Beruf und Alltag ohne Weh und Ach verwendet werden kann. Der Unterricht geschieht entweder in Form der totalen Immersion, wo alle Fächer in einer anderen Sprache unterrichtet werden – der Normalfall für Immigrantenkinder –, oder in Form der Teilimmersion, bei der



die Hälfte oder ein Teil der Fächer in der Zweitsprache unterrichtet wird.

In den öffentlichen Schulen beschränken sich die Angebote von Immersionsunterricht bisher auf die oberen Klassen der Mittelschulen. In etlichen Kantonen, z.B. Bern, Fribourg, Tessin, Wallis, Neuenburg, Basel, Zürich, Aargau, Luzern, können Gymnasiasten seit einigen Jahren eine *zweisprachige Matura* ablegen, wenn sie während mindestens 600 Stunden in mehreren Fächern in der Zweitsprache unterrichtet wurden. Mutigere Wege gehen die *zweisprachigen Kantone:* In Biel bewilligte die Erziehungsdirektion einen Versuch mit Immersionsunterricht an einer Quartierschule, die vom Kindergarten bis zum 9. Schuljahr verschiedene Immersionsmodelle ausprobiert. Auch im Kanton Freiburg gibt es zweisprachige Kindergärten, allerdings mehr der Not gehorchend denn einem gewollten Plan. Eine Pionierrolle übernahm das im August 1989 in Zusammenarbeit mit dem italienischen Staat eröffnete *Liceo artistico* in Zürich, in dem der Unterricht auf der Grundlage der Gleichwertigkeit von Deutsch und Italienisch erfolgt.

Beispiele im Ausland

Als Vorbild für Immersionsunterricht wird oft *Kanada* mit seinem zweisprachigen Unterrichtsangebot vor allem in Québec genannt. Dabei müsste man gar nicht so weit gehen: Im *rätoromanischen Sprachgebiet* wird das Sprachbad seit eh und je praktiziert, ab der vierten Klasse wird auf Deutsch unterrichtet mit Rätoromanisch als Nebenfach. Interessant sind auch die neueren Modelle in *Spanien,* in Katalonien und im Baskenland; vor allem aber im benachbarten *Elsass,* wo seit rund fünfzehn Jahren zweisprachige Schulen existieren. Die Untersuchungen, die das französische Erziehungsministerium jedes Jahr über die Sprachkenntnisse der betreffenden Kinder durchführt, ergeben ein durchwegs positives Bild. Gestartet wurden die zweisprachigen Klassen vor rund fünfzehn Jahren auf Initiative des Vereins ABCM («Association pour le Bilinguisme en Classe dès la Maternelle»). Etwas zögernd folgten auch die staatlichen Schulbehörden mit einem sehr begrenzten Angebot an zweisprachig geführten Klassen. In diesen Klassen werden ab dem Kindergarten dreizehn normale Schulstunden auf Französisch und dreizehn auf Hochdeutsch erteilt.

Die Untersuchungen des Erziehungsministeriums zeigen, dass die meisten Schülerinnen und Schüler der zweispra-

chig geführten Schulen am Ende der Primarschulzeit, das heisst nach drei Jahren Kindergarten und fünf Jahren Primarschule, sich mündlich und schriftlich gut bis mühelos auf Deutsch verständigen können und dass die französische Muttersprache in gar keiner Weise unter dem zweisprachigen Unterricht leidet, was einige Eltern, vor allem jene, die zu Hause noch Elsässisch sprechen, befürchteten.

Dass dies keine Übertreibung ist, davon konnte ich mich im Rahmen der Recherchen für eine Radiosendung über den zweisprachigen Unterricht im *Kindergarten von Lutterbach* bei Mulhouse selbst überzeugen. Gespannt folgten die Vier- bis Sechsjährigen dem Märchen vom Rotkäppchen, das ihnen die deutsche Lehrerin erzählte, und die meisten beantworteten die Fragen der Lehrerin, ohne zu zögern, auf Deutsch. Auch im Gespräch mit mir zeigte es sich, dass die Kinder mich gut verstanden und, ohne zu übersetzen, auf Deutsch antworteten. Nur Zahlen und Daten kamen ebenso spontan auf Französisch. Der Kindergarten wird von zwei Lehrerinnen geführt, in der jeweiligen Muttersprache.

In *Barr,* einer Kleinstadt südlich von Strassburg, besuchte ich eine zweisprachige Gymnasialklasse; die Sechzehnjährigen, sämtliche französischer Muttersprache, sprachen Deutsch mühelos, mit einem leichten Akzent. Der dortige Lehrer, *Bernard Schwengler,* der ein Buch über den zweisprachigen Unterricht im Elsass verfasst hat, sagte, dass die Kinder der zweisprachigen Klassen später schneller und besser Englisch lernen als jene, die «normale» Klassen besucht hatten.

Priorität für die Landessprachen

Es gibt zwei Gründe, warum in der Schweiz eine Landessprache als erste Fremdsprache den Vorrang haben sollte, einen politischen und einen sprachlich-psychologischen. Die Hauptargumente, die vor allem in *Zürich* für Frühenglisch angeführt werden – diese Sprache sei einfacher zu erlernen als Französisch und sei für die Kinder wichtiger –, gilt es zu relativieren. Für kleine Kinder, etwa bis sieben Jahre, spielt es keine Rolle, welche Sprache zuerst drankommt. Für viele Kinder, z.B. Immigrantenkinder, ist es ja schon die dritte oder vierte Sprache. Wenn der Fremdsprachenunterricht erst mit acht bis neun Jahren beginnt, ist es für das Sprachzentrum des Gehirns schon fast zu spät für intuitives Lernen. Dann müsste eigentlich Französisch den Vorrang haben, weil Englisch in den Anfängen einfachere Strukturen aufweist als Französisch und die Kinder, wenn sie noch jünger sind, die schwierigere Sprache zuerst kennen lernen sollten. Frühenglisch könnte zudem dazu führen, dass die Kinder in der fünften Klasse, mit elf Jahren, kein Interesse mehr an Französisch haben und der Ansicht sind, Englisch genüge eigentlich.

Vor allem aber müssten in der Schweiz die Landessprachen aus *politischen Gründen* Priorität haben. Denn eine andere Sprache erlernen ist viel mehr als ein neues Verständigungsmittel beherrschen: Eine neue Sprache eröffnet neue Horizonte, eine neue Art zu denken, Vielfalt zu erleben und dadurch toleranter zu werden. Es ist nicht egal, in welcher Sprache wir in der Schweiz miteinander reden, besonders in einer Zeit, in der die *nationalen Gemeinsamkeiten* abnehmen und die verschiedenen Landesteile auseinander driften. Die Schweiz ist schon lange kein «viersprachiges» Land mehr – wenn sie das je war –, sondern ein Land, in dem vier Landessprachen und weit über hundert weitere gesprochen werden. Wenn wir uns in den Landessprachen verständigen können, ist das nicht nur Ausdruck gegenseitigen Respekts, sondern auch eine Möglichkeit, dass wir uns im eigenen Land besser kennen und schätzen.

Eine Nationalsprache als erste Fremdsprache ist *kein Plädoyer gegen das Englische.* Englisch ist notwendig, das braucht heute jeder und jede, der oder

die berufliche Ambitionen hat. Nur sollte man sich nicht täuschen: Das Englisch, das sich in der Welt als Lingua franca durchgesetzt hat, ist ein *Basisenglisch*, das später unter Umständen durch einen Fachjargon ergänzt werden muss. Man braucht nur einen Roman von *Philip Roth*, *McEwan* oder *Alice Munro* zur Hand zu nehmen, um festzustellen, dass Englisch eine schwierige Sprache ist.

Das Ziel ist also die Mehrsprachigkeit mit einer Landessprache als erster Fremdsprache und Englisch als internationaler *Lingua franca*. In vielen anderen Ländern, vor allem in jenen, wo die Muttersprachen nicht Amtssprachen sind, ist dies bereits der Fall. Viele *Afrikaner und Afrikanerinnen* sprechen mehrere Landessprachen und dazu die Amtssprache Englisch, Französisch oder Portugiesisch. Katalanen, Basken, Galizierinnen in Spanien, Südtiroler in Italien, um nur einige zu nennen, sind schon lange mehrsprachig. Und machen davon kein Aufhebens.

Wie könnte man das Ziel der Mehrsprachigkeit in der Schweiz erreichen? *Spielerisch*, ohne Drill und Notenfuchtel, die vielen Älteren den Französisch- oder Deutschunterricht zur Qual werden liessen. Schon im Kindergarten kann man die Kleinen mit den Fremdsprachen vertraut machen, mit Liedern, Versen, Abzählreimen etc. Und in der Primarschule mit partieller Immersion weiterfahren, zunächst in einer Landessprache, später auch mit Englisch. Die Einführung der Grundlagen der Grammatik erfolgt sukzessive. Bevor die Kinder etwa zehn Jahre alt sind, sollten ihnen Melodie und Rhythmus der anderen Sprachen vertraut sein. Auf dieser Basis wird später der Unterricht in einer anderen Landessprache in einigen Fächern möglich. Und mehr noch: Es sollte in allen Städten und grösseren Gemeinden vom Kindergarten bis zum Schulabschluss für Interessierte Klassen geben, in denen der *Unterricht in zwei Sprachen*, im Idealfall gleichwertig, geführt wird.

Lehrkräfte aus der Romandie in der deutschen Schweiz – et vice-versa

Ich höre schon die Proteste, das sei eine *Überforderung* für Kinder und Lehrerschaft; gerade Lehrerinnen und Lehrer haben in Leserbriefen schon schwerste Bedenken gegen zwei Fremdsprachen an der Volksschule geäussert. Gewiss, Lehrerinnen und Lehrer sind heute sehr gefordert, und es ist nicht jedermanns Sache, auch noch in anderen Sprachen zu unterrichten. Es gibt indessen viele Möglichkeiten, das Erlernen von anderen Sprachen flexibel zu gestalten, gerade auf den untersten Schulstufen, die Rücksicht nehmen auf die besondere Situation von Kindern und Lehrern. Und warum holen wir denn die Lehrer und Lehrerinnen nicht dort, wo die *Fremdsprache als Muttersprache* gesprochen wird?

Eine Primarschule in der deutschen Schweiz könnte zum Beispiel einen Turnlehrer und eine Primarlehrerin aus der Romandie anstellen, die letztere würde mit den Schülerinnen und Schülern je nach Stufe eine oder mehrere Stunden pro Woche singen, lesen, diskutieren, schreiben auf Französisch. Sekundarschulen könnten Lehrer und Lehrerinnen aus dem Tessin und der Romandie einstellen, um ganze Fächer in ihren Sprachen zu erteilen. Und umgekehrt natürlich. Das könnte die lokale Lehrerschaft entlasten. Der *Lehrkräfteaustausch* könnte auch Teil der Ausbildung sein. *Klassentausch* sollte zur Regel werden, er wäre möglich auch über die Grenzen hinaus, in Genf und Basel zum Beispiel mit französischen, im Tessin mit italienischen Schulen. Lehrer- und Schüleraustausch zwischen den Sprachregionen fördern nicht nur die Sprachkompetenzen, sondern auch das gegenseitige Verständnis und die Toleranz.

Entscheidend ist, dass die Begegnung mit anderen Sprachen als etwas *Lustvolles* erlebt wird. Das ist bei kleinen Kindern und im Immersionsunterricht viel eher der Fall, als wenn Teenager mit Grammatik konfrontiert werden. In der

Evaluation des Bieler Modellversuchs in der Quartierschule von *Bözingen* von 1999 bis 2003, bei dem ganz verschiedene Modelle ausprobiert wurden, schreibt die ED des Kantons Bern:

«Die Ergebnisse dieser zeitlich begrenzten Erfahrung zeigen, dass der zweisprachige Klassenunterricht in einigen Fächern ein besseres Verständnis gegenüber der französischen Minderheit ermöglicht. Solche Modelle werden im übrigen vermehrt von den Eltern gefordert.»

Damit sie gelingen und nicht neue Frustrationen hervorrufen, braucht es neben Evaluationen auch eine *kompetente Begleitung* solcher Modelle. Auch das ist keine Hexerei. Es gibt in der Schweiz eine ganze Reihe von wissenschaftlichen Untersuchungen, Materialien, Organisationen und Diskussionsforen zu Sprachpolitik und Bildung. Im Internet zu finden unter www.didanet.ch/schweiz/34-mehrsprachigkeit.htlm. Es gibt sogar eine eigene Zeitschrift, BABYLONIA, die monatlich in den vier Landessprachen und in Englisch erscheint, wo diese Thematik regelmässig zur Sprache gebracht wird. Fachliche und politische Unterstützung könnte auch das neue «Universitäre Forschungszentrum für Mehrsprachigkeit» UFM an der Universität Bern geben, das bereits Projekte in den Kantonen Bern, Wallis und Graubünden begleitet.

«Parlez-vous suisse?»

Wer neue Sprachen lernt, wird aufmerksamer für die *Muttersprache*. Das ist kein Paradox. In der deutschen Schweiz ist *Mundart* die Umgangssprache und Muttersprache der meisten Kinder, *Hochdeutsch* die *Amtssprache*. Es ist leider ein Gemeinplatz, dass sich viele Deutschschweizer/innen in Hochdeutsch schlecht ausdrücken oder sich unwohl fühlen dabei, aber er trifft zu. Viele haben sogar in der Mundart Mühe, ihren Standpunkt fliessend auszudrücken. Das Ziel der Mehrsprachigkeit beinhaltet auch einen mühelosen Umgang mit der Standardsprache, also Hochdeutsch üben, laut Lesen, Rhetorik, Diskussionen etc. Das Ziel muss keineswegs ein bundesdeutsches Hochdeutsch sein, dem schweizerischen Hochdeutsch, wenn es geläufig daherkommt, darf man ruhig den *Akzent* anhören. Die meisten Deutschen haben ja auch einen solchen. Und wir dürfen bei unseren Ausdrücken bleiben, ein Trottoir muss kein Gehsteig, aus Mädchen müssen keine Mädels werden. Das bundesdeutsche Deutsch ist nicht das richtigere Deutsch. Da fehlt es uns an *sprachlichem Selbstbewusstsein.*

Und die *Mundart?* Einerseits lebt sie munter weiter, nährt sich aus allen möglichen Quellen und wird sogar in vielen SMS als geschriebene Sprache benutzt. Gleichzeitig findet eine Verschleifung zu einem «Oltener»-Schweizerdeutsch statt. Vom Hochdeutschen unterscheidet sie sich aber auch so in Syntax und Wortschatz. Die Mundart muss als verwandte Sprache mit ihren Andersartigkeiten wahrgenommen und wenn möglich gepflegt werden.

Im *Bieler Modellversuch* findet der deutsche Immersionsunterricht für die französischsprachigen Erstklässler in Mundart statt, ab der zweiten Klasse wird nach und nach Standarddeutsch eingeführt, ab der dritten bekommt Standarddeutsch einen immer grösseren Stellenwert, wobei die Mundart bis in die neunte Klasse ihren Platz behält.

Die Schweiz mit ihren Landessprachen aus dem Norden, Süden und Westen Europas, im Schnittpunkt der Kulturen gelegen, hätte alle Voraussetzungen, als ein *phantastisches Sprachlabor* zu fungieren und ihrer Jugend wichtige Trümpfe für die Arbeitswelt mitzugeben. Ohne einen politischen Willen lassen sich solche Reformen indessen nicht durchsetzen. Ein *Departement für Forschung und Bildung,* von dem die Rede ist, wäre eine grosse Hilfe. Und der Bundesrat muss noch einmal über die Bücher: Die Schweiz braucht ein *Sprachengesetz,* in dem das Ziel der Mehrsprachigkeit mit der Priorität für die Landessprachen im Unterricht verankert ist. •